

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2021

Vormärz, Nachmärz /
Risorgimento, Postrisorgimento:
Deutsch-italienische Perspektiven

AISTHESIS VERLAG

Kuratorium:

Michael Ansel (Wuppertal), Olaf Briese (Berlin), Birgit Bublies-Godau (Dortmund), Tania Eden (Bochum), Norbert Otto Eke (Paderborn), Philipp Erbentraut (Frankfurt a. M.), Jürgen Fohrmann (Bonn), Bernd Füllner (Düsseldorf), Katharina Grabbe (Münster), Detlev Kopp (Bielefeld), Wolfgang Lukas (Wuppertal), Sandra Markewitz (Bielefeld), Anne-Rose Meyer (Wuppertal), Florian Vaßen (Hannover)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2021
27. Jahrgang

Vormärz, Nachmärz /
Risorgimento, Postrisorgimento:
Deutsch-italienische Perspektiven

herausgegeben
von
Anne-Rose Meyer

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

Publiziert von
Aisthesis Verlag Bielefeld 2022
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, geisterwort.de

Open Access ISBN 978-3-8498-1698-8
Print ISBN 978-3-8498-1819-7
E-Book ISBN 978-3-8498-1820-3
www.aisthesis.de



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

Golo Maurer (Rom)

Die wiedergefundene Zeit

Italien als deutsches Chronotop 1815-1900¹

Die Beziehung der Deutschen zu Italien wird in der langen Phase zwischen dem Wiener Kongress und der Einigung beider Länder von zwei Motiven beherrscht, die miteinander verkettet sind: dem der *Flucht* aus der deutschen Gegenwart und dem der verloren geglaubten und in Italien *wiedergefundenen Zeit*.

Flucht aus der deutschen Gegenwart

Das Motiv der Flucht reicht auf Goethe zurück, das der wiedergefundenen Zeit auf die ersten Jahre nach 1800.

Goethes Reise nach Italien, das ist allgemein bekannt, war vor allem auch eine Flucht aus Weimar und Deutschland, aus dem Norden ganz generell. Seitdem ist das Reisen nach Italien immer auch Weglaufen von zu Hause, so groß die genuine Anziehung Italiens auch immer gewesen sein mag. Denn Anziehung beruht ja zunächst auf Imagination, und diese Imagination arbeitet umso lebhafter und farbenreicher, je dringender die eigene Gegenwart komplementärer Wunschbilder bedarf. Dass die deutsche Realität speziell in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in vielfacher Hinsicht zum Davonlaufen war, geht aus so zahllosen persönlichen Zeugnissen hervor, dass man sie hier als Beispiele gar nicht anführen muss.

¹ Die Ausführungen sind eine weitergeführte und thematisch zugespitzte Synthese meiner Forschungen der letzten Jahre, insbesondere von *Italien als Erlebnis und Vorstellung. Landschaftswahrnehmung deutscher Künstler und Reisender 1780-1870*. Regensburg: Schnell und Steiner 2015 sowie *Arkadien? Italiensehnsucht – Facetten einer deutschen Fixierung*. Frankfurt a. M.: Edition Fichter 2019. Verwiesen sei auch auf die Monographien *Preußen am Tarpejischen Felsen – Chronik eines absehbaren Sturzes. Das Deutsche Kapitol in Rom 1870-1918*. Regensburg: Schnell und Steiner 2005 sowie *Heimreisen. Goethe, Italien und die Suche der Deutschen nach sich selbst*. Hamburg: Rowohlt 2021.

Nun führte diese Flucht keineswegs immer nach Italien. Vor allem „politische“ Flüchtlinge des Vormärz wie Heinrich Heine und Ludwig Börne verschlug es eher nach Frankreich und Paris. Entscheidend hierfür war das politische und intellektuelle Klima der französischen Hauptstadt mit ihren verbrieften bürgerlichen Freiheiten.

Wer diese juristischen Freiheiten zum Leben und Arbeiten weniger benötigte – und hierzu zählten in erster Linie die bildenden Künstler – bevorzugte meist Italien und hier überwiegend Rom. Die Freiheiten, die man sich hier erhoffte, waren andere. Sie betrafen mehr den Lebensstil als das, was man politisch dachte. Zwar gab es im Kirchenstaat eine päpstliche Polizei, die es mit jener Metternichs durchaus hätte aufnehmen können, die sich jedoch für Fremde nicht interessierte, zumindest solange sie nicht störend in Erscheinung traten. Das taten Maler in der Regel nicht. War die Sehnsucht nach Frankreich nach 1815 eine eminent politische – nämlich jene nach politisch-gesellschaftlicher Freiheit – so war die nach Italien alles Mögliche, aber keinesfalls politisch, im Gegenteil. Die Hinwendung nach Italien war immer auch eine Abwendung vom Politischen, zumindest dort, wo das Politische daheim zu Verdruss und Unmut Anlass gegeben hatte. Das betraf nicht zuletzt die Generation derer, die in den sogenannten Befreiungskriegen gegen die französischen Besatzer gekämpft oder mit diesem Kampf sympathisiert hatten. Das war natürlich ein zweiseitiger Kampf gewesen. Denn einerseits ging es selbstverständlich gegen den „Franzmann“, der das eigene, vor noch gar nicht so langer Zeit als solches überhaupt erst entdeckte deutsche Vaterland besetzt hielt. Andererseits freilich hatte diese Besatzung vielen, die zuvor unter der territorial unterschiedlich ausgeprägten Willkür des Ancien Regime gelitten haben mochten, spürbare Vorteile verschafft, welche die persönlichen Freiheiten, die geregelte Verwaltung, ja allgemein die Rechtssicherheit betrafen. Gegen diese Verbesserungen werden die meisten eher nicht ins Feld gezogen sein. Nach dem Wiener Kongress von 1815 musste man dann verduzt feststellen, dass der „Franzmann“ zwar aus dem deutschen Vaterland hinausgeworfen wurde, zusammen mit ihm aber auch viele seiner inzwischen geschätzten seiner Errungenschaften. Vor allem aber dachten die wieder in ihre alte Herrlichkeit eingesetzten Fürsten gar nicht daran, zugunsten des zuvor in Aussicht gestellten („versprochenen“ wäre zu viel gesagt) deutschen Nationalstaats auf ihre souveränen Privilegien zu verzichten. Man machte einfach da weiter, wo man vor Napoleon aufgehört hatte, bereichert durch die durchaus zentral aus Wien gesteuerte polizeiliche Unterdrückungs- und

Zensurmaschine, welche die Karlsbader Beschlüsse von 1819 in Gang gesetzt hatten.

Flucht- und Rückzugsbewegungen waren – neben seltenen Manifestationen aktiven Widerstands – die Antwort auf diese massive Restauration. War der Rückzug aus dem Politischen meist gleichbedeutend mit einer Hinwendung auf Privates und Berufliches als den zentralen Aktionsräumen des Biedermeier, so äußerten sich Fluchten meist als Reisen. Im Grunde begann das bürgerliche Reisen, so wie wir es bis heute in stark sich wandelnden Formen kennen, erst damals in den 1820er Jahren. Um zu reisen, musste man nicht unbedingt den eigenen Körper in Bewegung setzen, es reichte der Geist. So ist das frühe 19. Jahrhundert die Hochzeit einer massenhaft aufgelegten Reiseliteratur, die man auch als Kompendien von bis zu hundert einheitlich gestalteter Bände erwerben konnte. Was dabei Italien als Fluchtziel angeht, so ist schon das Erscheinen von Goethes *Italienischer Reise* 1816 kein Zufall, waren es doch die Wirren der napoleonischen Kriege gewesen, die den gar nicht so patriotisch gesinnten Goethe zu Rückzug und Arbeit (am Manuskript der Reise) bewogen hatten. Als die Frucht dieses stillen Arbeitens schließlich erschien, waren es die zuvor noch so begeisterten Patrioten, die in ihrer Ernüchterung der Flucht und des Rückzugs bedurften. Das Reisen, sei es als imaginäre oder tatsächliche Handlung, versprach Abhilfe. Italien bot sich an, war das vorprogrammierte Fluchtziel der Deutschen. Der Kulturhistoriker Viktor Hehn schrieb dazu 1839:

Der romanische Volkscharakter imponiert dem deutschen, von dem er so verschieden ist. [...] Frankreich, das uns näher ist, und wo uns selbst deutsche Bestandteile, von denen es frühzeitig durchdrungen war, entgegen kommen: Frankreich war von unsern Gewaltigen mit dem Bann belegt und jeder Anziehung wurde auf alle Weise entgegen gearbeitet. Zudem war Frankreich mächtig, ein kriegerischer Staat, den zu lieben der Volksehre nachteilig schien: vor Italien dagegen konnte man sich beugen, ohne von den Großen der Erde geniert, vor sich selbst gedemütigt zu werden. [...] Das *Leben* war in Deutschland ganz siech geworden: einerseits konnte es bei der Zerstückelung des Landes nirgends großartig sich ansammeln, sondern blieb immer kleinlich und erbärmlich; andererseits verzehre die tote Gelehrsamkeit alle Säfte. So wurde die Sehnsucht natürlich, aus diesem Nebelwetter, geistig und eigentlich, in eine klare Außenwelt zu treten: sie wurde die stille Begleiterin des Schulfuchses, wie die Fee des Dichters und Künstlers. Frankreich war verboten, Spanien zu fern (obgleich die Provence und Valencia nicht ohne Einfluß blieben), das

Morgenland, die Urwälder Amerikas waren noch nicht an die Reihe gekommen, so sammelte sich denn aller sehnsüchtiger Stoff auf Italien.²

Eine Rolle spielte bestimmt die Faszination, in relativer räumlicher Nähe eine in so vieler Hinsicht konträre Welt vorzufinden, eine durch die Alpen sinnbildlich getrennte Gegenwelt, deren Überwindung als Passageritus erlebt und beschrieben wurde:

Von diesem schnellen Übergang aus einem rauhen in ein mildes Klima – dem Werk von zwei Tagen und Nächten – und von dem Eindruck dieses plötzlichen Wechsels der Jahreszeiten auf die Seele, entwirft die blühendste Dichterphantasie keine treffende Darstellung. Es war das herzerbebende Bild des Übergangs vom Tod zum Leben.³

Was der Hamburger Jurist Friedrich Johann Lorenz Meyer hier über seine 1783 unternommene Reise schreibt, wurde bald schon zum stehenden Leitmotiv der deutschen Literatur, etwa in der 1826 erschienenen Novelle *Aus dem Leben eines Taugenichts* des Joseph von Eichendorff, die schon damals als Sinnbild einer ganzen Epoche verstanden wurde. Eichendorff, der wie so viele den von ihm erzählten Gang durch den Wald und über den Berg nie unternommen und Italien nie gesehen hatte, beschreibt im *Taugenichts* eine doppelte Italien- und Romvorstellung, nämlich einmal als kindlich provinzielle Phantasie der Hauptfigur und ein weiteres Mal als deren (vorgestelltes) Erlebnis:

Von dem prächtigen Rom hatte ich schon zu Hause als Kind viele wunderbare Geschichten gehört, und wenn ich dann an Sonntags-Nachmittagen vor der Mühle im Grase lag und alles ringsum so stille war, da dachte ich mir Rom wie die ziehenden Wolken über mir, mit wundersamen Bergen und Abgründen am blauen Meer, und goldnen Thoren und hohen, glänzenden Thürmen, von denen Engel in goldenen Gewändern sangen.⁴

2 Victor Hehn. *Italien – Ansichten und Streiflichter*. Mit Lebensnachrichten über den Verfasser. Hg. Georg Dehio. 9. Aufl. Berlin: Borntraeger 1905. S. IX.

3 Friedrich Johann Lorenz Meyer. *Darstellungen aus Italien*. Berlin: Voss 1792. S. 2.

4 Joseph von Eichendorff. *Aus dem Leben eines Taugenichts*. In: ders. *Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff*. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. V/1. *Erzählungen*. Erster Teil. Text. Hg. Karl Konrad Polheim. Tübingen: Niemeyer 1998. S. 83-197, hier S. 150.

Rom als das himmlische Jerusalem der deutschen Italiensehnsucht. In der Novelle kann das Erlebnis mit der Vorstellung einigermaßen mithalten, als dann die Stadt tatsächlich auftaucht, „von der man nur einen langen Nebelstreif erkennen konnte, wie ein eingeschlafner Löwe auf der stillen Erde, und Berge standen daneben, wie dunkle Riesen, die ihn bewachten.“⁵ Man sieht, wie das Gerede von der „Stadt auf den Sieben Hügeln“ die Vorstellung vom bergigen Rom begründet, und so mancher vor Ort pikiert feststellt, dass die Stadt keineswegs „siebenhügelig ist, sondern flach wie Breslau, ohne so hohe Thürme zu haben“⁶.

In Eichendorffs Novelle ist dagegen alles, wie es sein soll, „und die hohen Burgen und Thore und goldenen Kuppeln glänzten so herrlich im hellen Mondschein, als ständen wirklich die Engel in goldenen Gewändern auf den Zinnen und sängen durch die stille Nacht herüber.“⁷ In der Stadt angekommen trifft der Taugenichts bald auf deutsche Künstler (statistisch sehr wahrscheinlich), die fröhlich in den Tag hineinleben, ihm ein kräftiges Frühstück servieren und, unter Alkoholeinfluss, auf die Vorzüge der fernen Heimat anstoßen: „Vivat unser kühlgrünes Deutschland da hinter den Bergen!“ rief der Maler aus und trank dazu aus der Weinflasche, die er mir dann hinreichte. Ich that ihm höflich Bescheid, und grüßte in meinem Herzen die schöne Heimath in der Ferne noch viel tausendmal.“⁸ So ist sie, die deutsche Romantik mit ihren Sehnsuchtsrückkopplungen: Man sitzt in Deutschlands Provinzen, sehnt sich nach Italien und stellt sich vor, wie man sich in Italien nach Deutschland sehnt. In diesen Umwegen, sich die Heimat über den Spiegel einer vorgestellten Ferne neu zu vergegenwärtigen, und zwar als ein wiederum fernes Ideal, liegt die poetisch-schöpferischen Kraft dieser Jahre.

Und nun passiert etwas Seltsames, ja Einmaliges: Der deutsche Patriotismus, der in den napoleonischen Kriegen so hoffnungsvoll begonnen und nach 1815 in der eisernen Restauration eine ernüchternde Niederlage erlitten hatte, wurde stillschweigend ausgelagert, suchte sich einen anderen Gegenstand, richtete sich vom verbotenen Deutschland auf Italien, ein Land, für das man ungestört von Metternichs Geheimpolizei in vollen

5 Ebd. S. 150f.

6 Otto Friedrich Wehrhan. Rom, 28. Oktober 1819. In: ders. Fußreise zweyer Schlesier durch Italien und ihre Begebenheiten in Neapel. Breslau: Kupfer 1821. S. 94.

7 Eichendorff. Aus dem Leben eines Taugenichts (wie Anm. 4). S. 151.

8 Ebd. S. 156.

Tönen schwärmen konnte. Wo man sich in die „inneren Angelegenheiten“ der eigenen Heimat nicht einmischen durfte, tat man dies umso intensiver bei jener neuen Wahlheimat, die Goethe gewiesen hatte.

Mochten andere Nationen ihre Entdecker und Eroberer um die Welt schicken, um Inseln und Kontinente zu erwerben, die Deutschen hatten ihren Goethe, der ganz allein und ganz ohne Schiffe aufgebrochen war, um das Land, wo die Zitronen blühen, für seine Landsleute als Exklave zu erwerben. Seine Entdeckungsreise dorthin wurde ex post zur Ur-Reise des bürgerlichen Deutschlands, Goethe selbst zum deutschen Kolumbus. Und natürlich war diese neugewonnene Kolonie umso herrlicher, je düsterer man das Bild vom Mutterland gestaltete. Deutschland war das Land des Verzichts, Italien jenes der unbegrenzten Möglichkeiten. Die breite Abwendung vom Politischen, die das geistige Deutschland in fataler Weise bis in die entscheidenden Momente des 20. Jahrhunderts prägen sollte, hat hier ihre Wurzeln.

Die wiedergefundene Zeit

Magische Anziehung übte aber nicht nur der Kontrast zwischen Klima und Landschaft, sondern auch zwischen dem, was man – leicht missverständlich – als zivilisatorischer Modernisierungsstand bezeichnen könnte. Denn auch wenn das Deutschland der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts kein Weltzentrum des technischen Fortschritts gewesen mag, „moderner“ als Italien war es allemal, und zwar deutlich. Das gefiel nicht allen. Die Skepsis gegenüber Technik und Fortschritt, die mindestens so deutsch ist wie der Stolz auf die deutschen Leistungen auf diesem Gebiet, haben in diesen Jahren bereits tiefe Wurzeln im nationalen Gemüt geschlagen, Wurzeln, aus denen im 20. Jahrhundert die unterschiedlichsten Triebe sich entwickeln sollten, von der Reformbewegung bis zum völkischen Naturmythos, von Stefan George und Rudolf Steiner bis zu den Grünen der 1980er Jahre und den esoterischen Impf-„Skeptikern“ von heute.

Fortschritt und Technik, Zivilisation und städtisches Leben galten vielen schon damals als lebensfeindlich, als einengend und bedrückend. Umso größer die Euphorie, in Italien eine von diesen verderblichen Entwicklungen weitgehend unberührte Welt vorzufinden, in der es zugeht wie im Paradies oder doch zumindest wie kurz nach der Vertreibung aus demselben. In Rom freilich war derlei kaum noch zu bestaunen, man musste schon hinausfahren

aufs Land in die Berge, und genau das tat man, zunächst mit dem Wagen und dann dort, wo die Straßen zu Pfaden wurden, zu Fuß.

Ziel dieser Wanderungen waren meist die Sabiner Berge mit ihrer märchenhaften Natur und den urtümlichen Lebensformen der dort lebenden Bevölkerung, die „Eingeborene“ zu nennen der Wahrnehmung dieser nordischen Wanderer durchaus entsprochen haben dürfte. Anders jedoch als die ethnographische Neugierde vieler Grand-Touristen des 18. Jahrhunderts (und anders auch als die der meisten ‚normalen‘ Reisenden danach) steht hinter dem Interesse für die „patriarchalischen“, also mit dem Alten Testament assoziierten Zuständen keine oberflächlich-belustigte Neugierde am vermeintlich ‚Primitiven‘, sondern eine tiefsitzende Sehnsucht nach ‚ursprünglicheren‘ – und daher auch ‚besseren‘ – Formen menschlichen Zusammenlebens. Wurden die Zivilisationsunterschiede zwischen Norden und Süden bislang fast unausweichlich als Gefälle zu Lasten des Reiselands interpretiert, so beginnt diese Bewertung sich ab etwa 1800 vereinzelt zu drehen und gegen die Lebensumstände im Norden zu wenden, die nun auch als Verlust an Humanität empfunden werden. So schildert der aus Prag stammende Maler Joseph Führich in seinen *Briefen aus Italien an seine Eltern* (1827-1829) die Sabiner Berge als eine im biblischen Zustand glücklich verharnte, eben patriarchalische Welt:

Man hat in Deutschland nur in der Idee eine Anschauung von den Zeiten und dem Leben der Patriarchen. [...] Mir ist oft auf solchen Streifzügen (wenig Störendes abgerechnet), als wenn ich in den Zeiten Abrahams und Josephs lebte. Ich sehe die Menschen so handeln und sich bewegen, wie ich sie dort geschildert finde, bis auf kleine Züge; selbst die bürgerliche und politische Verfassung trägt das Gepräge jener Zeiten, und die Überfeinerung unserer Tage ist unter das Dach des hiesigen Volkes noch nicht gedrungen.⁹

Die Landschaft und ihre Bewohner werden als zusammengehörig wahrgenommen, verschmelzen zu einer bewusst selektiv in Kategorien des Alten Testaments wahrgenommene Einheit. Die vielleicht prägnantesten Bildformeln hierfür entwickelte Julius Schnorr von Carolsfeld (1794-1872), der zwischen 1813 und 1827 in Rom lebte. Auf den Wanderungen in der

⁹ Joseph von Führich. An die Eltern, 9. Oktober 1828. In: ders. *Joseph von Führich's Briefe aus Italien an seine Eltern* (1827-1829). Freiburg i. Br.: Herder 1883. S. 114f. Vgl. zu Führichs Italienerlebnissen auch den Beitrag von Dieter Richter im vorliegenden Band.



Abb. 1

näheren und fernerer Umgebung entstand das sogenannte *Landschaftsbuch*, ein Konvolut aus mehr als hundert sorgfältig lavierten Federzeichnungen, die in seinem Umfeld rasch bekannt und vielfach kopiert wurden.¹⁰ Diese Vorbildfunktion der Zeichnungen ist schon deshalb von Bedeutung, als die Vorstellung vom symbiotischen Leben des Menschen in der Landschaft damit Eingang in die visuelle Kultur breiterer Kreise finden konnte. In ihrer „gesuchten Einfachheit“¹¹ sind diese Idyllen von Schnorr bewußt als Utopien gestaltet worden. Das Blatt mit der *Vigna des Arciprete* bei Olevano von

10 Petra Kuhlmann-Hodick. Das Landschaftsbuch von Julius Schnorr von Carolsfeld. In: „... ein Land der Verheissung“: Julius Schnorr von Carolsfeld zeichnet Italien. Hg. Petra Böttcher. Köln: Wienand 2000. S. 11-41, hier S. 15-25; Petra Kuhlmann-Hodick. „Geschichte und Rezeption des Landschaftsbuches“. In: ebd. S. 43-64, hier S. 43-49.

11 Frank Büttner. Julius Schnorr von Carolsfeld und die Kunstanaschauung seiner Zeit. In: ebd. (wie Anm. 10). S. 53-62, hier S. 54.

1821 etwa zeigt einen leicht verwilderten Garten am Rande des Ortes, wo kultivierte Flächen und Gestrüpp sich malerisch vermischen (Abb. 1).¹² Unter einem Feigenbaum lagert eine Mutter in ihrer Volkstracht am Boden umgeben von drei Kindern, von denen sich das jüngste nackt in den Kräutern reckt und in paradiesischer Geste nach den Früchten in einem Korb greift. Einen Spinnrocken samt Spindel hat die Frau auch dabei, nur dass sie gerade nicht zum Spinnen kommt, da sie das zweite Kind im Arm hält und ihrem ältesten Knaben zuhört, der gerade etwas zu erklären scheint. Weiter hinten biegt ein freundliches Hausschwein um den Pfosten einer halb verfallenen und teils überwucherten Laube, die Kuben der einfachen Häuser stehen still in der Sonne.

Das Phänomen Olevano ist überhaupt paradigmatisch für das Verhältnis der dort malenden und lebenden deutschen Künstler zur jener sorgsam konstruierten Realität, die sie in Italien suchten. Das Dorf in den Sabiner Bergen wurde um 1800 von Joseph Anton Koch ‚entdeckt‘, worauf deutsche Künstler in Scharen dort ihre Sommer verbrachten. Die schon in Rom auffällige Abkapselung von der nicht-deutschen Umwelt fand in Olevano eine konsequente Steigerung, wo man ein ganzes Dorf, ja eine ganze Bergregion für sich als deutsche Enklave in Anspruch nehmen konnte. War man in Rom vor der Welt draußen sicher – vor allem vor der modernen – so fühlte man sich in Olevano sicher vor Rom. Die Verlagerung von Rom nach Olevano ist wie die Flucht aus dem lärmenden Mittelalter der Papststadt in die alttestamentliche Stille der Hirten und Köhler, eine Welt hinter den Sieben Bergen, wie sie gleichzeitig in den Märchen der Gebrüder Grimm als deutscher Sehnsuchtsort beschrieben wird. Und tatsächlich transportierten die in den 1820er und 1830er Jahren in Olevano arbeitenden Künstlern das Bild vom idyllischen Hinterwäldler-Italien in die visuelle Vorstellungswelt ihrer deutschen Landsleute, und zwar genau dort, wo sie zuverlässig Wurzeln schlugen, nämlich in der Illustration der Bibel und von Kinderbüchern.

Das betrifft etwa Schnorr von Carolsfelds berühmte Holzstiche für das Alte und Neue Testament, die in Abertausenden bürgerlichen Haushalten der zweiten Jahrhunderthälfte zur Basis visueller Bibelvorstellungen wurden. Interessant hier die Landschaft des *Barmherzigen Samariter* (Abb. 2) mit ihren leicht felsigen, olivenbewachsenen Hügeln, die sich aus der Ebene

12 Feder und Pinsel in Braun über Bleistift; 22,9 x 30,5 cm, Dresden, Kupferstichkabinett, Inv. Nr. C 1908-777; abgedruckt in „...ein Land der Verheissung“ (wie Anm. 10). S. 233, Nr. 64.



Abb. 2

erheben und mit kastellartigen Bergdörfern besetzt sind. Ihren orientalischen Einschlag erhält die Komposition alleine durch den Austausch der ‚italienischen‘ Staffage durch eine ‚orientalische‘, was sich im wesentlichen auf Details wie der turbanartigen Kopfbedeckung des Samariters beschränkt. Es sind also die Wandererlandschaften Italiens, welche als das ‚Heilige Land‘ deutscher Künstler die deutschen Palästina-vorstellungen ganzer Generationen prägen sollten – ein gutes Beispiel, auf welchen Wegen die Bildformeln der Wandererlandschaft sich verbreiten und gleichzeitig ihre ikonographischen Vorzeichen ändern können.

Oder aber die Stiche Ludwig Richters, der die experimentellen Wandererlandschaften seiner römischen Zeit in plakative, einfach rezipierbare Bildschemata umwandelte, die sich zu nichts so gut eigneten wie zur Illustration von Märchen und Erzählungen. Richters *Rübezahl* von 1847 lebt

als echt deutscher Wanderer ganz offensichtlich in den Bergen um Olevano, deren Landschaftsstrukturen sich als Bildformel einprägt (Abb. 3).¹³ Ganze Generationen von Bürgerkindern sind damit groß geworden, die später, nun



Abb. 3

13 41 x 25 cm, Museum Behnhaus/Drägerhaus, 1847-1848.

gestützt auf die ‚Märchen‘ eines Goethe, Gregorovius oder Victor Hehn, selbst wandernd durch Italien zogen, auf der Suche nach den Bildern – und den Landschaften – ihrer Kindheit.

Es versteht sich von selbst, dass ein Italienbild, das auf Rückprojektionen errichtet ist, die Jahrhunderte (wenn nicht Jahrtausende) zurückreichen, in ständiger Gefahr war, durch die allfälligen Realitäten unsanft in Frage gestellt zu werden. Schon Joseph Führich deutet ja an, dass man selbst in der Abgeschlossenheit der Sabinerberge einiges „Störende“ abrechnen müsse, womit wohl Einrichtungen und speziell Neuerungen gemeint waren, die sich in ein als biblische Gegenwart erträumtes Italien auch bei besten Willen nicht einfügen wollten.

Waren nach 1815 noch überwiegend politisch Enttäuschte nach Rom gekommen, um hier in der Fiktion von „Künstlerrepubliken“¹⁴ zu überdauern, so suchten die nachfolgenden Generationen vor allem jenes „Chronotop“¹⁵, in dem die Zeit – also vor allem die „gute alte“ – stehen geblieben zu sein schien. „O Rom, Rom!“ schrieb Führich, „wer auch nur einige Wochen in deinem Schooße verweilte und aus deinem ernsten Mutterauge, aus den Monumenten deiner Geschichte nicht heiligen, unverilgbaren Ernst getrunken, der gehe nach London, und Paris, bewundere Maschinen und Fabriken, besuche Theater, Bälle und Assembles und gehe, getragen von dem lecken Nachen moderner Cultur, gänzlich unter im Pfuhe seelenloser Gemeinheit. Ich und wir alle aber wollen auch noch in der Erinnerung [...] in Rom den letzten Ring der Kette erblicken, welche die Erde mit dem Himmel verbindet.“¹⁶

Der Verlust der wiedergefundenen Zeit

Nach jenem „letzten Ring“ der in die Vergangenheit reichenden Kette griffen all jene, denen der Norden zu modern, zu prosaisch geworden war. Einem Goethe, der zwar fast wörtlich am Vorabend der Französischen Revolution,

14 Vgl. hierzu den Beitrag von Dieter Richter im vorliegend Band.

15 Pia Müller-Tamm. ‚Chronotop‘ Italien. In: *Viaggio in Italia – Künstler auf Reisen 1770-1880*. Werke aus der Sammlung der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe (Ausstellungskatalog Karlsruhe). Hg. Staatliche Kunsthalle Karlsruhe. Berlin/München: Deutscher Kunstverlag 2010. S. 6-13, hier S. 7.

16 Führich. An die Eltern, 17. Januar 1829. In: ders. *Joseph von Führich's Briefe aus Italien an seine Eltern* (wie Anm. 9). S. 133.

aber eben noch tief in der statischen Ruhe der „alten Zeit“ gereist war, wäre ein solcher Gedanke ebenso unverständlich gewesen wie die Vorstellung, dass sich in Italien überhaupt je etwas Grundlegend ändern könnte: „Der Staat des Papstes scheint sich zu erhalten, weil er nicht untergehen kann“, notierte er 1786 in sein Reisetagebuch.¹⁷ Schon Wilhelm von Humboldt war sich da nicht mehr so sicher. Zwar erlebte er in seiner Amtszeit als preußischer Gesandter am Heiligen Stuhl zwischen 1802 und 1808 ein Rom, das sich von jenem Goethes kaum unterschieden haben dürfte¹⁸, doch schlich sich in die Freude, die Humboldt an diesen Zuständen hatte, hier und da bereits die gar nicht so leise Furcht, daß sich diese bald ändern könnten – eine Furcht, die er gegenüber Goethe in einem Brief vom August 1804 aussprach. Ausgehend von seinem Verdruss über die beginnenden archäologischen Ausgrabungen, welche nach seiner Überzeugung „höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie seyn“ konnten, entwirft er die Schreckensvision eines reformierten, modernisierten Kirchenstaats, wo genau das Wahrheit werden könnte, was er später selbst als Minister, Reform, Gutsherr und Patriot für sein Preußen tatkräftig mitbefördern sollte:

Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die *campagna di Roma* anbauen und Rom zu einer policirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was aber die 72 Cardinäle verhüten mögen! so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht.¹⁹

17 Johann Wolfgang von Goethe. Perugia, 25. Oktober 1786. In: ders. Reise-Tagebuch 1786 (Italienische Reise). Faks.-Ausg. Hg. Konrad Scheurmann/Jochen Golz. Mainz: Philipp von Zabern 1997, S. 139; Golo Maurer. Rom wie es war – und wie es wirklich ist. Rombilder von Wilhelm von Humboldt bis Gustav Nicolai. In: Rombilder im deutschsprachigen Protestantismus. Begegnungen mit der Stadt im ‚langen 19. Jahrhundert‘ (Tagungsakten Rom). Hg. Martin Wallraff/Michael Mathes/Jörg Lauster. Tübingen: Mohr Siebeck 2011. S. 203-222, hier S. 209.

18 Maurer. Preußen am Tarpejischen Felsen (wie Anm. 1). S. 20-23.

19 Wilhelm von Humboldt an Goethe. Marino, 23. August 1805. In: Wilhelm von Humboldt. Werke in fünf Bänden. Hg. Andreas Flitner/Klaus Giel. 5 Bde. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1981. Bd. 5, S. 216f.

Ein solcher Papst kam nicht; es kamen – schlimmer – die modernen Franzosen, die ab 1808 in kurzer Zeit wohl mehr veränderten und reformierten, als es sich Humboldt in seinen ärgsten Befürchtungen hätte vorstellen können; in Rom wurde sogar eine nächtliche Straßenbeleuchtung eingeführt, die über die ewigen Lichter vor den zahlreichen Heiligenbildern hinausreichte. Doch auch wenn die meisten dieser neuzeitlichen Fortschritte, die vor allem Verwaltung, Gesetzgebung und Hygiene betrafen, während des Pontifikats Leos XII. (1823-1829) wieder zurückgenommen wurden, so schön wie früher wurde es nie mehr wieder.²⁰ Unter den deutschen Italienreisenden hebt nun ein im Grunde bis heute nicht verstummtes Wehklagen über den Untergang des Alten und Schönen an. Schon gegenüber Veränderungen im Kleinen und Kleinsten reagierte man empfindlich. So „tobte“ Joseph Anton Koch während eines Besuchs in einer Weinschenke am Testaccio im Herbst 1824 „beim Anblick eines neuen, etwas eleganten Vorbaus an einem der Keller und stampfte im Zorn mit seinem Stock, der mehr einer Keule ähnlich sah, über solche ungebührliche Modernisierung. Denn alles, was die alten, naturwüchsigen Zustände Roms im geringsten antasteten, war ihm ein Greuel.“²¹ Wohlgemerkt, wir sprechen hier von 1824, nicht von 1964. Dass Ludwig Richter, der diese Episode in seinen Lebenserinnerungen erzählt, direkt im Anschluss aus eben jenem Brief Humboldts an Goethe zitiert (den er fälschlicherweise Winkelmann zuschreibt), zeigt, wie dieses Initiationsdokument der Klage über das Ende der ‚Alten Zeit‘ bereits im 19. Jahrhundert als Referenz angesehen wurde.²² Abgesehen von einigen Ausnahmen, die Italien eine moderne Entwicklung zugestehen – zu nennen wären Italienfreunde wie der Jurist Anton Mittermeier, der die Verbesserung von Verwaltung, Handel und Rechtsprechung in Italien leidenschaftlich verfolgte und publizistisch unterstützte²³ – finden

20 Hierzu ausführlicher Maurer. *Rom wie es war – und wie es wirklich ist* (wie Anm. 17). S. 205-211.

21 Ludwig Richter. *Rom, Herbst 1824. Tagebuchaufzeichnungen Rom 1824/25*. In: ders. *Lebenserinnerungen eines deutschen Malers*. Hg. Erich Marx. Wiesbaden: Dieterich 1949. S. 203.

22 Richter. *Lebenserinnerungen eines deutschen Malers* (wie Anm. 21). S. 203: „In dieser Beziehung dachte er [Koch] wie Winkelmann und wie alle, die nicht unbedingt der Nützlichkeitslehre huldigen: ‚Ich kenne für mich nur zwei schreckliche Dinge: wenn man die Campagna anbauen und Rom zu einer polizierten Stadt machen wolle [etc. etc.]“

23 Carl Joseph Anton Mittermeier. *Italienische Zustände, geschildert von C. J. A. Mittermaier*. Heidelberg: Mohr 1844; bes. hingewiesen sei auf die von Erik Jayme eingeleitete Neuausgabe von 1988.

sich Künstler und Schriftsteller, Wissenschaftler und Journalisten, Katholiken, Protestanten, Agnostiker und Atheisten, Progressive und Reaktionäre in der Überzeugung vereint, dass das, was anderswo ‚Fortschritt‘ genannt oder zumindest klaglos in Kauf genommen wird, für den Genuss Italiens ein Unglück sei.

So musste Schinkel bei seiner zweiten Italienreise von 1824 feststellen, dass der Architekt Giuseppe Valadier die Piazza del Popolo in Fortführung eines napoleonischen Projekts regularisiert und erweitert, und damit ausgerechnet jenen geheiligten Ort empfindlich verändert hatte, wo der von Norden Kommende Rom erstmals erblickt: „Die Piazza del Popolo fand ich sehr verändert, indeß viel zu modern für Rom, und die neue Architektur vom Architekten Valadier sehr ordinair.“²⁴ Auch Friedrich Förster war „nicht wenig überrascht, [sich] gleich bei der Einfahrt in die geistliche Stadt auf einem so eleganten Platze, wie die Piazza del Popolo ist, zu befinden, der in dem weltlichen Berlin oder Paris noch eher an seinem Platze sein würde.“²⁵ Oder Carl Friedrich von Rumohr, der bei seiner ersten Romreise von 1805 die Porta del Popolo noch so gesehen hatte, „als der holländische Architect Wouters vor nun einhundert und dreißig Jahren diesen Eingang [...] der Stadt radirt hat“, erkannte bei der Rückkehr den Ort nicht wieder: „Seither hat man die alten Häuser, sogar das Kloster mit seinen schönen Gärtchen und den artigen in die Mauer eingeschlossenen Fragmenten, ganz abgetragen, um gegen die Villa Medici hin eine Auffahrt herzustellen.“²⁶ Auch missfiel ihm der „im erbärmlichen neitalienischen Geschmacke“ neugestaltete Ponte Molle, und zwar vor allem deswegen, weil er keine Ruine mehr war: „Es sieht in der verödeten Umgebung aus zum Erbarmen das reinliche neue Ding, und auch an sich selbst ist es ganz und gar nichts werth. Doch, wäre es nun auch keine Decoration, wäre es ein rechtes Bauwerk, so paßte doch zu dieser Umgebung nimmer etwas anderes, als eine halbe Ruine.“²⁷

24 Georg Friedrich Koch. Karl Friedrich Schinkel. Rom, 27. August 1824. In: Karl Friedrich Schinkel – Lebenswerk. Bd. 19. Karl Friedrich Schinkel – Die Reisen nach Italien 1803-1805 und 1824. Überarb. u. erg. v. Helmut Börsch-Supan/Gottfried Riemann, München/Berlin. Deutscher Kunstverlag 2006. S. 257.

25 F.F. [Friedrich Christoph Förster]. Rom, im Oktober 1829. In: ders.: Briefe eines Lebenden herausgegeben von F.F. 2 Bde. Berlin: Duncker und Humblot 1831. Bd. 2. S. 48.

26 Carl Friedrich von Rumohr. Drey Reisen nach Italien. Leipzig: Brockhaus 1832. S. 113.

27 Ebd. S. 112f.

Kurz: mit Italien im Allgemeinen und Rom im Besonderen schien es in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts unaufhaltsam dahin zu gehen: „In keiner Lebensfunction“, schrieb der württembergische Diplomat und Dichter Friedrich Kölle 1834, „geht die Verähnlichung Roms mit andern europäischen Städten schneller vor sich, als in Hinsicht auf die Häuser, und nirgends ist die Modernisierung bedauerlicher, als in dieser, da das Neue in jeder Beziehung schlechter zu seyn pflegt, als das Alte. Alte Kupferstiche und Gemälde beweisen zur Genüge, wie malerisch Rom noch im 16. Jahrhundert war.“²⁸

Auch das Papsttum war nicht mehr das, was es einst gewesen war – und zwar gerade in den Augen vieler Protestanten. In mancher Hinsicht schien es ihnen – ästhetisch, nicht dogmatisch – vom rechten Wege abgekommen zu sein: Anstelle die alte Zeit grimmig zu verteidigen wie sie selbst, suchte es den Anschluss an die neue. So wirft Wolfgang Menzel, der 1833 Rom besucht hatte, den Päpsten vor, „undankbar“ zu sein „gegen die Schönheit, der sie doch sehr viel verdanken [...]. Zu dem ehrwürdigen Heiligenschein, der sie noch umgibt, trägt die Kunst und das Alterthum, ja ich möchte sagen, trägt selbst die Naturschönheit in Italien bei; es schmilzt dort alles in einem Zauber des Schönen zusammen, und der Papst sitzt im Widerschein von Gold und Abendröthe der untergegangenen und doch noch glänzenden Schönheitssonne. Aber die Sucht, mit der Zeit zu gehen [...] und die lächerlichen Versuche, mitten in der Faulheit Roms die bürokratische Thätigkeit des Nordens nachzuahmen, sind im Begriff, jene alte Poesie, die das Papsttum umgibt, ganz zu zerstören. Da wollen die Weltüberwinder, die Herz und Augen und Hände nur zum Himmel zu richten so eifrig waren, plötzlich Physiokraten, industrielle, Nützlichkeitsmenschen werden, und ganz am unrechten Orte.“²⁹

War für Humboldt ein rückständiges Papsttum noch die Garantiemacht der Gelehrtenrepublik, ja fast ein Handlanger seiner antiquarischen Interessen, so sieht Menzel darin einen Gegenstand von eigener geschichtlich-ästhetischer Berechtigung, nämlich den letzten sichtbaren Abglanz dessen, was ansonsten nur noch in Erinnerung und Vorstellung, in Büchern und Bildern existierte, den „letzten Ring der Kette“.

28 Christoph Friedrich Carl von Kölle. Rom im Jahre 1833. Stuttgart/Tübingen: Cotta 1834. S. 47.

29 Wolfgang Menzel. Reise nach Italien im Frühjahr 1835. Stuttgart/Tübingen: Cotta 1835. S. 239f.

Von nun an wird dieses bröckelnde Rieseln einer unaufhaltsam erodierenden Vergangenheit zum unmerklich anschwellenden Grundrauschen, aus dem aufmerksame Beobachter das nahende Ende des Kirchenstaates – und damit des römischen Chronotops – heraushören konnten. Der preußische Diplomat Kurd von Schlötzer (in Rom zwischen 1864 und 1869), ein Kenner und besonderer Liebhaber altrömischer Zustände, meinte im Herbst 1866 nach einem Besuch in der Villa des Kardinals Prinz Gustav Hohenlohe-Schillingsfürst nachdenklich:

Wenn man in die Hofhaltung eines solchen Kirchenfürsten sieht und die Verehrung betrachtet, die ihm von allen Gläubigen entgegengebracht wird – dann fragt man sich unwillkürlich, ob all diese Herrlichkeit auch gesichert ist gegen die Stürme, welche über den Kirchenstaat hereinzubrechen drohen.³⁰

Und trotz der wehmütigen Ahnung, daß „all diese Herrlichkeit“ im Fall des Falles wohl eher nicht gesichert sein werde, ist Schlötzer auch wieder gespannt zu sehen, wie sich ein solcher Weltuntergang am Ende gestalten werde: „Rom wird jetzt mit jedem Tag interessanter. Jeder Mensch hat das dunkle Gefühl, daß wir dicht vor einer Weltkatastrophe stehen.“³¹

Als diese absehbare „Weltkatastrophe“ am 20. September 1870 mit der handstreichartigen Einnahme der Stadt durch die Truppen des 1860 gegründeten Königreichs Italien sich doch recht unspektakulär gestaltet (Schlötzer wurde zu seinem unendlichen Bedauern kurz vorher nach Mexiko versetzt), ist das Erstaunen vieler dennoch groß. Ferdinand Gregorovius konnte es gar nicht fassen, daß jenes Mittelalter, dem er Jahrzehnte seiner wissenschaftlichen Arbeit gewidmet, ja in dem er mit Freude und Heiterkeit *gelebt* hatte, nun von einem Tag zum anderen tatsächlich der Vergangenheit angehören sollte:

Die gewaltige Umwälzung der Stadt erscheint mir wie die Metamorphose eines Taschenspiels. Italiener haben die Päpstlichen abgelöst. Statt der Zuaven durchziehen Bersaglieri die Straßen mit einer Art Reiterbande-Musik. Hunderte schlechte Zeitungen sind wie Pilze aufgeschossen und werden in allen Straßen ausgeschrien. Eine Invasion von Verkäufern und Charlatanen

30 Kurd von Schlötzer. Rom, 10. November 1866. In: ders. Römische Briefe: 1864-1869. Hg. Karl von Schlötzer. 13./14. Aufl. Stuttgart: Dt. Verl.-Anst. 1924. S. 251.

31 Ebd. Vgl. auch Maurer. Preußen am Tarpejischen Felsen (wie Anm. 1). S. 94-96.

füllt die Plätze. [...] Der Papst hat sich zum Gefangenen erklärt, Protest erlassen, durch Bulle das Concil suspendiert. Am Vatikan stehen italienische Wachen; in der halbgeöffneten Thüre des Säulenganges sah ich verschüchterte Schweizer. [...] Die Cardinäle zeigen sich nie, oder wenn sie ausfahren, so sind ihre Wagen ohne Abzeichen. All ihr Pomp und all ihre Magnificenz sind in Rauch aufgegangen. Nur einzelne Priester durchschleichen die Straßen, furchtsam und Schatten gleich. [...] Das Mittelalter ist wie von einer Tramontana hinweggeweht, mit allem geschichtlichen Geist der Vergangenheit. Ja, dies Rom ist ganz entzaubert worden.³²

Nur wenige Beobachter des frühen und mittleren 19. Jahrhunderts haben es vermocht, in dieses Voranschreiten der Zeit nicht pauschal als Entzauberung zu lesen, sondern als den natürlichen Gang der Dinge. Zu ihnen gehört der Jurist Carl Joseph Anton Mittermaier mit seiner 1844 erschienenen Studie *Italienische Zustände*, die den folkloristischen Italienvorstellungen seiner Zeit ein Gebäude aus Statistiken und Fakten entgegensetzt. Was gegen Ende der ersten Jahrhunderthälfte wie ein Aufflackern der späten Aufklärung wirkte, wurde erst um die Wende zum 20. Jahrhundert ein etabliertes Deutungsmodell, prominent vertreten durch einflussreiche Werke wie Paul David Fischers *Italien und Italiener am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts – Betrachtungen und Studien über die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände Italiens* von 1899. Darin entwirft Fischer das Panoptikum eines entweder bereits modernisierten oder voller Modernisierungspotential steckenden Italien, das nicht mehr als Landschaft griechischer Mythen und deutscher Märchen, als Refugium melancholischer Vergangenheitsschau wahrgenommen wird, sondern als in die Zukunft gewandter europäischer Staat und Verbündeter des Deutschen Reiches. Den damit einhergehenden Abbau der romantischen Kulissen einer gestrigen Welt wird von Fischer beinahe genussvoll als längst fällige Entrümpelungsaktion auch der visuellen Kultur geschildert. Es muss Platz gemacht werden für die Bilderwelt des

32 Ferdinand Gregorovius. Rom, 30. Oktober 1870. In: ders. Römische Tagebücher 1852-1889. Hg. u. kom. v. Hanno-Walter Kruft/Markus Völkel. München: Beck 1991. S. 289; Andreas Beyer. Leben in Gegenwart des Vergangenen. Carl Justi, Jacob Burckhardt und Ferdinand Gregorovius in Rom vor dem Hintergrund der italienischen Einigung. In: Rom – Paris – London. Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller und Künstler in fremden Metropolen. Ein Symposium. Hg. Conrad Wiedemann. Stuttgart: Metzler 1988, S. 289-300; Maurer. Preußen am Tarpejischen Felsen (wie Anm. 1). S. 113f.

modernen Europa. Die von vielen als urbanistisches Massaker verurteilte Einfassung des Tiberufers in Rom begrüßte er als funktional wie auch ikonographisch der Gegenwart angemessen:

Früher boten die Ufer des Flusses einen Anblick dar, der malerisch ebenso reizvoll als vom Standpunkte der Gesundheitspflege und der Baupolizei unerhört war. Ohne genügende Einfassung und Abgrenzung, naturwüchsig wild, von ephuumspannenen Trümmern und den Hinterhäusern der benachbarten Straßen umgeben, zeigten sie ein tolles Durcheinander, worin Gemäuer, Gitter- und Bollwerke, Verzäunungen aller Art mit Durchlässen, Ställen, Thürmen, Kirchen und Palästen abwechselten. Jetzt ist der Tiber von seinem Eintritte in die Stadt bis zu seinem Ausgange auf beiden Seiten fast durchgehend von Steinmauern eingefast, die sich bis zur Höhe von dreizehn Metern über dem Nullpunkt des Pegels [...] erheben. Aus soliden hellgelben Travertinquadern erbaut, von einer breiten, mit Granitplatten abgedeckten Brustwehr gekrönt, gewähren diese mächtigen Mauerzüge, die sich den Krümmungen des Flußlaufs in weiten Parallelen anschließen, einen grandiosen Anblick, der durch die breiten stattlichen Brücken noch erhöht wird. Wenn man die Doppellinie der Gasflammen, von denen die Uferstraßen erhellt werden, Abends von der Höhe des Kapitols verfolgt, so hat man einen großstädtischen Anblick vor Augen, wie ihn wenige Städte darzubieten vermögen, und der von der Finsternis, in die das Rom der Päpste sich Nachts einzuhüllen gewohnt war, sehr vorthellhaft abweicht.³³

Mehr Licht auch in Rom. Ob nun vorthellhaft oder nicht – die Wahrnehmung eines dergestalt veränderten Italiens kann nur unter erheblichem Mehraufwand an Selbsttäuschung an vergangene Konstruktionen anknüpfen. Wenn im 20. Jahrhundert dennoch italienische Motive aus den visuellen Kulturen Deutschlands nicht wegzudenken sind, so stammen diese bezeichnenderweise vor allem aus politisch-gesellschaftlichen und dazu meist urbanen Kontexten, angefangen bei Faschismus und Futurismus, über die *Dolce Vita* des modernen Rom im Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit bis hin zum Neorealismus und der Utopie einer Toskana als sozialistischem Paradies.³⁴ Vor allem aber waren die Deutschen nach der Reichsgründung zunächst einmal mit sich selbst, ihrer eigenen Geschichte und den daraus abgeleiteten

33 Paul David Fischer. *Italien und Italiener am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts – Betrachtungen und Studien über die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände Italiens*. 2. Aufl. Berlin: Springer 1901. S. 422f.

34 Vgl. Maurer. *Heimreisen* (wie Anm. 1). S. 314-465.

Vorstellungen, Ansprüchen und Bilderwelten beschäftigt – und beschäftigten ihrerseits Maler wie Anton von Werner. Das mußte auf Kosten ‚Italiens‘ gehen. „Ich habe die Empfindung“, schreibt im Jahr 1900 Siegmund Münz, „daß im neuen Jahrhundert die deutsche Kolonie in Rom nicht mehr jene Bedeutung haben werde wie im alten. Der große Zug, der durch Deutschlands Gegenwart geht, wird zur Folge haben, dass die Deutschen nicht mehr Muße finden, in den Trümmern Roms zu träumen. Und die Italiener selbst werden diese Trümmer zum Teil fortschaffen, zum Teil mit grausam modernem Leben umspinnen. [...] So werden nach und nach die meisten Deutschen, die noch in Rom sinnend und schwärmend, nach Hause geholt werden, um sich in politischer, militärischer, seemännischer, kommerzieller Mission der Größe Deutschlands zu verdingen. Diese hat noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht und will darum keinen deutschen Arm mehr müßig lassen, keinen deutschen Kopf mehr mit römischen Allotria beschäftigt sehen. Also ade, alte deutsche Kolonie in Rom.“³⁵

35 Siegmund Münz. *Römische Reminiscenzen und Profile*. 2. Aufl. Berlin: Allg. Verein f. Deutsche Litteratur 1900. S. If.